



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 214.

Mittwoch, 14. September

1927.

(13. Fortsetzung.)

### Das grüne Monokel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuser.

#### VI.

„Was tust du da eigentlich?“

So vertieft in ihre Arbeit war Inez Rionn gewesen, mit Hilfe eines Schlüssels, den sie sich verschafft, den großen auf einem Bode stehenden Kofferöffner zu öffnen, daß sie hinter sich das Öffnen der Tür gar nicht vernommen hatte.

Ganz lautlos mußte er eingetreten sein.

Vielleicht beobachtete er sie auch schon seit Minuten.

Über sein unerwartetes Auftauchen war sie vor Entsetzen so gelähmt, daß sie — noch immer auf den hochgeschlagenen Kofferdeckel geneigt — ihn wie hypnotisiert anstarrte.

Er klemmte sein grünes Monokel fester ein und wiederholte kalt:

„Was bedeutet das? Ich bitte um Antwort.“

Da gewann sie wenigstens Kraft genug zurück, sich hochzurichten.

„Ich —“, stammelte sie.

Bisher hatte er die Hand noch auf dem Griff der etwas offenstehenden Tür gehalten.

Jetzt schloß er sie nachträglich und bog auch den Riegel um.

Abgesehen schien er weder aufgebracht, noch sonderlich überrascht, sondern kam langsam in das schön möblierte Pensionzimmer herein und ließ sich in einen verstellbaren grünen Polsterstuhl fallen.

„Very nice!“ konstatierte er, während hinter dem grünen Monokel ein drohendes Aufleuchten zu der Frau hinüberzuckte. „Da rufst du mich an, bestellst mich um fünf Uhr in eine Konditorei am Reichskanzlerplatz. Aber anstatt dorthin zu kommen, fährst du schnell hierher in die Pension und öffnest mit Nachschlüsseln meinen Koffer. Dein Gedankengang ist klar: Den Reichskanzlerplatz hast du dir ausgesucht, weil er weit vom Schuß ist. Und nach Erledigung deiner Arbeit wärest du in der Konditorei eben mit einer halben Stunde Verspätung erschienen. Was ist an der Unpünktlichkeit einer schönen Frau schon auffällig? Selbst in dem Sonderfalle unserer Beziehungen wäre daran nichts Außergewöhnliches gewesen.“

Neben dem Kofferbode stand ein Stuhl, auf den sank Inez Rionn nieder. Sie fühlte eine tödliche Schwäche in den Gliedern und gleichzeitig — stärker denn je — ein leises Grauen vor der Allwissenheit dieses Menschen.

„Wie ist es möglich, daß du auf einmal hier im Zimmer standest?“ flüsterte sie.

Mit dem Kopf machte er eine Bewegung zum Fenster, wo hinter den Scheiben die Friedrichstraße und das Wagengewühl des Oranienburger Tors lärmte.

„Da drüben, genau gegenüber ist ein Bierlokal, ein kleiner armseliger Arbeiter-Store, eine „Destille“, wie man das in Berlin nennt. Von dort aus habe ich das Haus hier unter Beobachtung gehalten und gewartet, bis du kamst.“

„Du wußtest, daß ich —“

„Als du mit mir telephonisch für heute nachmittag das Rendezvous verabredetest, war deine Stimme nicht ganz fest, anders als sonst, hastig und zerfahren. Und

dann diese abgelegene Konditorei, wo ich lange Zeit brauchen würde, hinzukommen — das alles machte mich stuhig. Wer blaffen will, braucht einen anderen Partner als mich. Den Shop habe ich allein heraus, und virtuoser. Mich willst du überlisten und bist so töricht, daß du überhaupt noch nichts davon gemerkt hast, wie ich dich seit dreimal vierundzwanzig Stunden beschatten lasse.“

Sie fuhr auf.

„Mich läßt du überwachen — mich?“

„Weil — dich!“

„Und seit drei Tagen schon?“

„Sicher — seit drei Tagen — seit der — Roonstraße.“

„Das ist unerhört!“

Er zeigte lächelnd sein gesundes Gebiß.

„No — das ist nur klug und selbstverständlich. So lange ich in Germany und in Berlin bin, muß ich sicher gehen und jeden Moment wissen, was die Leute tun, die irgendwie gemeinsames play mit mir machen.“

„Also hast du mir mißtraut?“

„Alle Frauen leiden an pathologischer Besessenheit für Intrige. Man kann mit ihnen arbeiten, aber man muß sie kurz am Zügel halten. Auch dich, my dear, und dich besonders. Weil es sich lohnt und interessant ist.“

„Interessant?“

Aus der Rocktasche zog er eine kurze Schagge, stopfte sie und zündete sie an.

Zwischen den ersten aufbläuernden Rauchwolken warf er hin:

„Abgesehen hast du mir noch nichts davon gesagt, daß du den Botschaftsrat von Traß neuerdings persönlich kennst.“

Für eine Sekunde setzte ihr Herzschlag aus.

„Woher —“

Er verstand den unausgesprochenen Rest der Frage:

„Ich sage dir doch, daß du beobachtet wirst. Ob du in deinem Auto sitzt oder über die Straße gehst oder im Theater spielst — immer ist jemand zugegen. Ein Mann, den ich mit herübergebracht habe. Der einzige Mensch, auf den ich mich wirklich verlassen kann. Der war auch in deiner nächsten Nähe, als du mit dem Traß im Tiergarten zusammentrafst und dich von ihm nach deiner Wohnung begleiten ließest. Jedes Wort hat er mitgehört, bis die Haustür sich hinter euch schloß. Eine Stunde war der Botschaftsrat bei dir. Möchtest du mir mitteilen, was ihr während dieser Stunde gesprochen habt?“

„Nein!“ das klang so verzweifelt entschlossen, daß der Herr mit dem grünen Monokel unwillkürlich den Kopf hob.

„Also nicht?“ sagte er nach einer ganzen Weile und ließ die Stirn wieder sinken, als denke er scharf nach.

Unvermittelt erhob er sich, legte die Pfeife in die Aschenschale, versenkte die Hände in den Rocktaschen und wanderte im Zimmer umher.

Unter dem giftgrünen, abgetretenen Teppich knarrten die Dielen bei jedem Schritt. Durch die dünne Wand des Nebenzimmers kam unterdrückt eine sonore Männer-

stimme und ficherndes Frauenlachen. Auch Gläser klangen einmal gegeneinander. Diese „Fremdenpension“ schien eine üble Umgebung zu sein.

„Also nicht?!“ wiederholte der Engländer abermals und blieb, nur einen Schritt entfernt, vor der Diva des „Estorial-Theaters“ stehen. Breitbeinig, mit leicht geneigtem Kopf und etwas vorgeschobenem Kinn. Seine lange, dünne Gestalt wirkte fast riesig in der muffigen Gedrückttheit dieses schäbigen Raums. — „Dabei wirst du doch wohl selbst nicht glauben, daß ich mich mit solcher Antwort zufrieden gebe.“

In der Art, wie er das sagte, lag eine Warnung. Aber an Inez Rionn prallte sie ab. Die erste trostlose Enttäuschung über sein unvermutetes Auftauchen war überwunden und in verbissenen Trotz umgeschlagen.

„Was frage ich danach, ob du dich mit meiner Antwort zufrieden gibst oder nicht?! Eine andere wirst du jedenfalls nicht erhalten!“ beehrte sie auf.

Er nahm das kalteblütig hin.

„Allright — lassen wir's. Diese Frage ist ja auch nicht so interessant, wie die andere, die ich nun schon zweimal an dich richtete: Wozu hast du mich unter falschem Vorwand fortgelockt, dich hier eingeschlichen und mit Nachschlüsseln meinen Koffer geöffnet?“

Sie sagte klar und ohne Zögern:

„Weil ich das georgische Altentstück suchte.“

„Und wozu?“

„Um es dem Botschaftsrat von Traß auf anonymem Wege wieder zuzustellen.“

Eine Sekunde lang traf ihn das doch wie ein Schlag. Er zuckte zusammen und machte eine unbestimmte Bewegung, als wollte er —

Aber die zur Faust geballte, halb erhobene Hand löste sich wieder und glitt in die Rocktasche zurück.

Phlegmatisch klang schon wieder die ungerührte Gegenfrage:

„Anonym? Du sagst: anonym! Demnach weiß er nichts von deiner und meiner Beziehung zu dieser Affäre.“

„Um Gottes willen!“

Das flog so entsezt von ihren Lippen, daß er beschämte sich.

„Dann ist es gut.“

„Was ist gut?“

„Alles.“

Sie hatte erwartet, er würde, in gewalttätigem Zorn aufbrausen. Dann hätte sie dem Sturm getrotzt. Doch, daß er von so steinerner Gelassenheit blieb, daß die strichdünnen Lippen wieder sein schreckliches stummes Lächeln teilte, an dem kraftlos alles zerplitterte — das begriff sie nicht. Wie sie die ganze Art dieses Mannes, seit ihre Willenshörigkeit bestand, überhaupt nie hatte ergründen können.

Was verbarg sich hinter diesem lautlosen Lächeln und dieser eisernen Stirn?

Eine Dämonie unerhört suggestiver Energien? Eine unerschütterlich zähe Beharrlichkeit? Angelsächsisches Steriles Phlegma? Ein grandioser Bluff? Ein Nichts?

Sie fühlte schon wieder die Schlinge, die sich um sie legen wollte. Doch als müsse sie ihr entschlüpfen und sich mit letzter Kraftanstrengung retten, erhob sie sich hastig von ihrem Stuhl.

„Du erklärst, es wäre alles wieder gut. Wie kannst du das behaupten — wo du doch siehst, daß ich deinen Koffer heimlich geöffnet habe und das Altentstück ohne dein Wissen an mich nehmen wollte. Weshalb bist du nicht zornig über meine Handlungsweise? Weshalb forderst du keine Rechenschaft?“

„Weil es nicht lohnt.“

Verständnislos starrte sie ihn an.

„Es — lohnt dir nicht, dich darüber zu erregen, daß ich, die ich bisher an deiner Seite stand, plötzlich gegen dich aufträte?“

Er fragte zurück:

„Standest du je an meiner Seite? In dieser Angelegenheit, meine ich, und aus innerer Überzeugung? Nein — du hast einfach einem Zwang gehorcht, dem du nicht enttrinnen konntest. Ich wußte das seit jeher und traf danach meine Vorsichtsmaßnahmen. Was also spielt es für eine Rolle, daß du dich insgeheim

wohl tausendmal gegen mich auflehntest und heute zum erstenmal Mut genug fandest, es auch tatsächlich zu tun? Du kommst schon wieder zur Besinnung. Man muß das nicht tragisch nehmen.“

„Du sprichst wie ein Dompteur, dem eins seiner Tiere entwischt ist, und er zwingt es mit Peitschenhieben wieder in den Käfig zurück.“

„Diesen Vergleich finde ich ganz glücklich gewählt.“

„Nur hast du keine Veranlassung dazu. Denn all dein Peitschentualen nützt nichts mehr.“

Er zog die Brauen hoch.

„Nicht?“

Die Ironie, in der dies eine Wort ertrank, reizte sie namenlos.

„Wie selbstsicher du bist! Und ahnst dabei nicht, was während der vorigen Nacht geschehen ist, als der Botschaftsrat von Traß die Stunde in meiner Wohnung war!“

„Ach — womöglich hast du dich in ihn verliebt?“

Das war nur so hingeworfen — gedankenlos, jarstisch, aus dem nachlässig ironischen Spott des Stärkeren heraus.

(Fortsetzung folgt.)

## Falken.

Von Hugo von Köller.

Während meines 32jährigen Aufenthalts im Orient habe ich oft Gelegenheit gehabt, unsere heimischen Vögel auf ihren Reisen nach dem Süden und zurück zu beobachten. Ich habe häufig Züge von Störchen und besonders zahlreiche Züge von Wachteln gesehen. Aber nur einmal in der langen Zeit konnte ich einen großen Schwarm von ziehenden Falken beobachten, der zweifellos der Interessanteste für mich war. Ich wußte überhaupt nicht, daß zu der Reise nach dem Süden sich so viele, nach Gattung, Größe und Gefieder verschiedene Falken zusammenschließen.

Aus der Ornithologie sind die vielen Arten und Abarten der Falken zumeist wohlbekannt, und die seit 1876 auch in Deutschland bestehenden ornithologischen Stationen haben zu dem heutigen Wissen über das Leben und besonders über die Wanderungen der Vögel viel beigetragen. Trotzdem bringt uns oft der Zufall noch etwas neues auf diesem Gebiet, — neu wenigstens für den Laien.

Es war gegen Ende Oktober des Jahres 1908, als ich frühmorgens bei St. Stefano am Marmara Meer über die Felder ging, um vielleicht schon eine Waldschneise, die hier im November durchkamen, zu finden. Da sah ich auf den niedrigen Bäumen, die einen nach Norden führenden Landweg einsäumten, einige Falken sitzen. Ich hatte überhaupt noch niemals mehrere Falken zusammen gesehen, daher wunderte mich dieser Anblick. Mein erster Gedanke war — schließen. Aber da sah ich, soweit das Auge reichte, auf jedem Bäumchen einen oder mehrere Falken sitzen. Die Vögel waren augenscheinlich stark ermüdet, denn sie ließen mich bis auf wenige Meter herankommen, ehe sie abstrichen; einige ruhten sich überhaupt nicht, als ich langsam bei ihnen vorüberging. Für mich brachte jeder Baum ein neues Wunder. Falken, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte, und die ich auch in bildlicher Darstellung noch niemals gesehen, Falken in allen Farben, fand ich hier beisammen. Die meisten waren allerdings gewöhnliche Wander-, Baum-, oder Turmfalken in grauem oder rotbraunen, dunkelgebänderten Gefieder, die Steuerfedern hell aschgrau gebändert. Das Interessanteste an ihnen war nur, daß diese sonst so scheuen Vögel sich hier aus nächster Nähe, wie zahme Käfigvögel, betrachten ließen. Aber weiter rückwärts, von der Spitze des Zuges entfernt, sah ich geradezu herrliche Exemplare. Da sah auf einem Baum ein Falke, der bei geschlossenen Flügeln eine beinahe ganz hellrote Farbe zeigte, ein anderer hatte ein prachtvolles bläuliches Gefieder, nur mit wenigen andersfarbigen Flecken und Strichen. Die schönsten von allen aber waren die großen, schneeweißen Falken.

Diese waren bedeutend größer und kräftiger als ihre anderen Reisegefährten. Sie waren ja schon im Mittelalter die Lieblinge der Ritter und Edelknechte auf der Beize gewesen. Und noch viel früher, schon 400 Jahre vor Christi Geburt sollen in Indien und Ägypten solche Falken durch gelernte Falkenjäger zur Jagd abgetragen worden sein. Marco Polo erzählt sogar von 10 000 Falkenjägern, die ein Chan von China in seinen Diensten hatte. Ob's wahr ist? — Gesehen hat's ja niemand. — Nach geschichtlichen Überlieferungen jagten schon im ersten Jahrhundert n. Chr. die Thraker mit Falken. Der Sohn des römischen Königs Avidius soll die Falkenjagd in Rom eingeführt haben, von wo aus sie sich

über Europa verbreitete. Unter Karl dem Großen wurde die Falkenbeize gesetzlich geregelt und allen Unfreien verboten. Die Kaiser Friedrich I. und II. sollen die bedeutendsten Falkoniere ihrer Zeit gewesen sein, die sich persönlich mit dem Abtragen ihrer Beizvögel befaßten. Unter Franz I. von Frankreich erreichte die Falkenjagd ihre höchste Glanzperiode. Der Chronist weiß zu berichten, daß König Franz einen Oberfalkenmeister an seinem Hofe hielt, dem 15 Edelleute und 50 Falkoniere unterstanden. Er soll stets an dreihundert Falken auf der Trage gehabt haben.

In Preußen errichtete der Hofmeister Konrad von Jungingen eine eigene Falkenschule, für die die besten Falkner aus Belgien und Holland engagiert wurden.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts kam die Falkenjagd allmählich aus der Mode. Nur in der englischen Grafschaft Norfolk hat sie sich noch länger erhalten. In Holland wurde sogar noch im Jahre 1853 auf dem königlichen Besitz Loo mit Falken gejagt.

Es ist sehr bedauerlich, daß die Falkenbeize bei uns ganz verschwunden ist, und wer einmal in seinem Leben Gelegenheit gehabt hat, mit Falken zu jagen, wird allen Jagdfreunden, die an ritterlichem Jagen Freude haben, nur wünschen können, daß die Falkenbeize mal wieder zu Ehren komme.

Ich habe nur einmal im Leben einen kleinen Vorgesmack von Falkenbeize bekommen, und diese kleine Episode hat mir so viel Freude gemacht, daß ich sie nie vergessen habe.

Es war im Sommer 1882, als ich mit meiner bulgarischen Schwadron von Schumla aus gegen türkische Räuberbanden nach dem Tirmoweer Balkan marschieren mußte. In dem Städtchen Eskidjuma sah ich einen Türkenjungen mit einem Falken auf der geschulterten Hand herumlaufen. Der Falke trug die Kappe. Er war nicht sonderlich schön, nur etwa 50 Zentimeter groß, das Gefieder grau mit dunklen Flecken gebändert. Die Läufe unbefiedert, die Fänge gelb. Er sah also einem edlen Beizvogel keineswegs ähnlich. Ich fragte den Jungen, ob der Falke zur Jagd abgetragen sei. Auf die bejahende Antwort hin beschloß ich sofort, eine Beize zu versuchen. Der junge Türke, wohl in der Hoffnung, seinen Vogel für schweres Geld an mich zu verkaufen, war gern bereit mir zu folgen. Trotz des anstrengenden Marsches, den ich hinter mir hatte, ritt ich sofort wieder hinaus; der Junge mit dem Falken begleitete mich. Angeblich sollten hier Hasen und Rebhühner in Menge zu finden sein. Das war natürlich nicht wahr.

Nach etwa einer halben Stunde vergeblichen Suchens sah ich auf eine ziemliche Entfernung eine Krähe vorüberstreichen. Ich überhaupst einmal eine Beize zu sehen, befaß ich dem Jungen, den Vogel auf die Krähe loszulassen. Er nahm ihm die Kappe ab.

Da äugte der Falke zunächst scharf ins Weite, und auf einen Ruf des Türken strich er ab. Pfeilschnell stieg er in die Höhe, um über die Krähe zu kommen. Die Krähe aber war sich der ihr drohenden Gefahr bewußt, und warf sich im Fluge wiederholt auf den Rücken, nach Art von Reihern, um sich mit dem Schnabel gegen den Angreifer zu verteidigen. Da wagte der Falke auch nicht, auf sie zu stoßen. Erst als die Krähe ihr Heil in der Flucht suchte, stieß der Beizvogel mit einer derartigen Wucht auf sie nieder, daß beide fast senkrecht zu Boden fielen. Der Falke war nicht gut abgetragen, denn er begann sofort, das geschlagene Wild zu kröpfen. Erst als der Türkenjunge herangekommen war und mit den gespreizten Fingern die Fänge des Falken bedeckte, ließ dieser von seiner Beute ab. Er zog seine Fänge zwischen den Fingern heraus, setzte sich wieder auf die Hand des Falkners und ließ sich die Kappe aufstülpen.

Interessant zu beobachten war es, wie der Falke selbst versuchte, Wild aufzuheben, um nur in der Lust darauf zu stoßen. Wir hatten — ich weiß nicht mehr, warum — den Falken noch einmal abstreichen lassen. Da sah ich, daß er um einen Punkt auf der Erde förmlich kreiste. Dies tat er so lange, bis das Volk Hühner, das er entdeckt hatte, aufstand. Dann schraubte er sich schnell in die Höhe und stieß mit großer Heftigkeit auf ein Huhn. Aber auch dies kröpfte der Falke wieder und ließ sich nur schwer davon abbringen.

Auf dem Heimwege ließ ich mir von dem Türkenjungen ausführlich erzählen, auf welche Weise er den Falken, den er als kleinen Vogel aus dem Nest genommen hatte, dressiert habe. Hunger und Mangel an Schlaf waren die Hauptmittel gewesen, um den Vogel gehorsam zu machen. In diesem Falle war es aber klar, daß das Abtragen in einer nicht sachgemäßen Weise vorgenommen war, so daß der Vogel in seiner natürlichen Veranlagung gelitten hatte. — Ich kaufte den Falken natürlich nicht, sondern entließ den Türkenjungen mit einem guten Trinkgeld.

Wenn auch nur im Kleinen und ohne Ritter und Edelkräulein, so habe ich doch einmal eine Falkenbeize erlebt!

## Das Weib des Orphan Peja.

Erzählung von Marie Amelie v. Godin.

Zum erstenmal sah ich Bezile, des Orphan-Bei Peja junges Weib, als sie mich im Gefolge ihrer Schwiegermutter, der alten Melet, besuchte.

Der greise Zenel-Bei Peja, sein einzig überlebender jüngster Sohn Orphan und die Frauen ihres Hauses waren damals auf der Flucht vor den in großer Übermacht ins Kosovo eingedrungenen Serben, bis an Meer, bis nach Balona gekommen. Ein Duzend ihrer Leute schleppte hinter ihnen her so viel vom Wertvollsten ihrer reichen Habe, das es sie zeitweilig vor Hunger schützen konnte. Trotzdem loberte der Feuerschein ihrer von eigener Hand angestrichenen Höfe noch in ihrer Seele, so daß sie ernst blieben wie Leute, die den Untergang des Feuerstein erlebten.

Bei jenem Besuch sah Frau Melet neben mir, an ihrer Seite drei Töchter, die junge Bezile aber zunächst der Tür, und alles an des Orphan jungen Gattin drückte die Ehrfurcht aus, die albanischen Schwiegertöchtern gegen des Gatten Mutter ziemt.

Die Alte rauchte schweigsam und in sich versunken Zigarette um Zigarette, und ihre Begleiterinnen wagten den Mund nicht aufzutun. Nach vergeblichen Versuchen, ein Gespräch anzuspinnen, verstummte entmutigt auch ich, und mein Blick wanderte von einer der Besucherinnen zur anderen. Er blieb unwillkürlich an der Schwiegertochter haften. Nicht wegen ihrer Schönheit, denn auch die drei jungen Töchter Zenel-Beis hatten die regelmäßigen madonnenhaften Gesichter albanischer Hochländerinnen, sondern um eines merkwürdigen, süßen und doch schalkhaften Zaubers willen, der ihre Gestalt umfloss und ihr Gesicht belebte.

Bezile hielt, wie sie sollte, die Lider gesenkt, aber ich fühlte, daß sie unter dem weichen Schatten ihrer langen Wimpern dennoch alles mit Freude besah; ihre Hände, die sie gehend über dem Schoße kreuzte, waren die schönsten, die ich selbst in diesem Lande klassisch-schöner Frauenhände je beobachtet hatte. Sie trug ein reiches Seidenkleid und ein samtenes Zäckchen, auf dem ihre Mitai in großen Goldstücken zu hundert Franken augenicht war. Ich zählte fünfhundert solcher Goldstücke; wie ein Panzer stand die Jade um das junge Geschöpf, aber nicht einmal dies Höhengewand konnte seiner Anmut und schlanken Lieblichkeit Abbruch tun.

Plötzlich überkam mich die Lust, ihren reizenden Mund sprechen zu hören, dem Blick ihrer geschlossenen Augen zu begegnen und zu erfahren, was für Gedanken ihre reine Stirn barg. Darum bat ich Frau Melet, als sie sich abschiednehmend erhob, mir die Schwiegertochter noch eine Weile zur Gesellschaft zu überlassen. Die Alte schien erstaunt, aber sie gewährte die Bitte, die, abzuschlagen, da es meine erste war, als grobe Beleidigung gelten mußte.

Raum schloß sich die Tür hinter der Greisin und ihren Töchtern, als Bezile mich anlächelte und die liebevollsten, frohesten, blauen Augen zu mir aufschlug. Wir plauderten wie Schwestern, bis sie plötzlich die Hand hob, denn aus dem Salon des Hausherrn unter dem meinen war eine Männerstimme bis zu uns gedrungen. „Orphan-Bei!“ sagte sie lächelnd und brach in ein glückliches Lachen aus, das sie freilich fast sofort erlösend unterdrückte, im Bewußtsein, wie unschicklich sie sich nach albanischen Begriffen benahm. Indes hatte ich schon erkannt, daß sie ihren jungen Gatten lächelnd liebte.

Ihr Ohr hatte sie übrigens nicht getäuscht, Orphan-Bei war wirklich im Hause; wenige Tage später kam er auch zu mir. Er war zu jener Zeit ein schöner schlanker Bursche, dessen ernste und kühne Züge noch ein Gepräge fast knabenhafter Unberührtheit trugen. Ich wollte erfahren, ob sein Herz an Bezile hing, wie das ihre an ihm, und sprach deshalb von ihr und aller albanischen Sitte zum Trost.

Er zwakte mit keiner Miene. „Es ehrt mich und mein Haus, Herrin“, sagte er beherrscht, „daß die Schwiegertochter meiner Eltern dir gefällt.“

„Liebst du sie?“ fragte ich darauf geradezu.

„Sie ist mein Weib“, entgegnete er kurz und verabschiedete sich bald darauf.

Ich sah Bezile und ihn in nächster Zeit mehr als einmal, aber ich erfuhr nichts durch sie, was meine Neugier hätte stillen können. Durch eine Zageuerin jedoch, die meine Wäsche wusch und den Mädchen der Peja bei den schweren Arbeiten half, hörte ich, daß Orphan-Bei gut war zu Bezile, daß er ihr Geschenke brachte und manche Stunde des Tages in ihrer Kammer war, bis freilich eines Morgens seine Mutter ihn als Frauenthater verpötelte und er bemerkte, wie sie der jungen Frau seine Güte mit kalter Härte entgelten ließ. Da kam auch er nur noch zur Nacht, wie andere Albaner von Stand, zu seinem jungen Weibe ins Frauenhaus.

Von dieser alten Zigeunermagd erfuhr ich auch das Schauerliche, das sich später ereignete.

Die Beja hatten im ältesten Teile von Balona im Hause der Agas von Grabasch ihr Heim aufgeschlagen. Dies Haus war ganz aus Holz. Eines Nachts, als sie alle schliefen, brach dort Feuer aus und durch die Sonnenhitze war das alte Gebälk so dürr geworden, daß fast im ersten Augenblick des Brandes schon der Bau vom Keller bis zum Dach in hellen Flammen stand und schon die Zimmerdielen glimmten, als Orphan-Bei an Felizes Seite erwachte. Sogleich hatte er sie in den Arm genommen, um die vor Schreden fast Besinnungslose aus der Glut zu tragen. Da rief Zenel-Bei den Sohn um Hilfe. „Wir verbrennen!“ schrie der Alte; „deine Mutter brennt!“ Und Orphan legte nach einem Zaudern von Atemlänge Fesseln auf ihr Lager zurück. „Warte!“ befahl er ihr, derweil er sich aus ihren Armen, die ihn eng umschlossen, löste. Er rettete die Mutter und den alten Vater. Als er dann zu seinem Weibe zurückkehren wollte, schlugen ihm aus ihrer Stube Flammen und Qualm entgegen. Trotzdem gelang es ihm, Fesseln durch eine andere Tür zu erreichen; er hob sie auf, die nun ganz besinnungslos leise wimmerte, und rettete auch sie.

Als Fesseln später aus der Ohnmacht draußen in der Kühle zu sich kam, zeigte es sich, daß sie wahnsinnig geworden war, vielleicht aus Angst, als Orphan sie verlassen mußte. Und trotz aller Pflege, wiewohl ihr Gatte ihr eine Güte bezeugte wie nie zuvor, genas die junge Frau nicht mehr. Ganze Tage blies sie sich auf die überschmal gewordenen Hände und klagte, daß man sie verbrennen lasse.

Da wollte Zenel-Bei die Schwiegertochter deren Eltern ausrückenden; diese waren auf einer ähnlichen Flucht wie die Beja von Kossowo in Rufsich angekommen. Aber diesmal widerlegte sich Orphan-Bei des Vaters Willen.

„Wenn Ihr sie aus dem Hause tut“, sagte er düster und fest, „so gehe ich mit ihr.“ Alle fühlten, dies war sein letztes Wort. So durfte Fesseln im Haus der Beja bleiben.

Im nächsten Jahr gebar die Kranke Orphan-Bei den Erben — und wartete des lieben, schönen Knaben, der später ihrer reizenden Jugend so ähnlich ward, wie das Muttertier der eigenen Jungen wartet; doch ohne Freude, und sie lernte niemals seinen Namen kennen. Nur Orphan erkannte ihr Auge und ihre Seele stets. So oft er zu ihr kommt, berichtet mir die alte Magd, strahlt ihr Blick noch heute, vergißt sie alles Leid. Nur ihn allein grüßt sie mit guten, klugen Worten, und er legte dann oft das Haupt in ihren Schoß, und ihre Hände kosen seine hellen Waden.

## Kreuzwort-Rätsel

|    |    |    |    |    |    |    |    |    |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| 1  | 2  |    | 3  |    | 4  |    | 5  | 6  |
| 7  |    |    | 8  |    | 9  | 10 |    | 11 |
|    |    |    | 12 |    | 13 |    |    |    |
|    | 14 | 15 |    |    |    | 16 | 17 |    |
| 18 |    |    |    | 19 |    | 20 |    | 21 |
|    |    | 23 |    |    |    |    |    |    |
| 24 | 25 |    |    | 26 |    |    | 27 | 28 |
|    | 29 |    | 30 |    |    |    | 31 |    |
|    |    |    | 32 | 33 |    | 34 |    |    |
| 35 |    |    |    |    |    | 36 |    | 37 |
| 38 |    |    |    | 39 |    |    |    | 40 |

Wagerecht: 1. Spielkarte, 3. biblische Frauengestalt, 5. Insel bei Kleinasien, 7. Spielleitung, 9. Tageszeit, 12. Stadt in Frankreich, 14. Märchengestalt, 16. Nebenfluß der Donau, 18. Männername, 19. Laufvogel, 21. Wild, 23. Muse, 24. Brotaufstrich, 26. türkischer Name, 27. Fluß in Afrika, 29. nicht alt, 31. englische Insel, 32. Stadt in Italien, 34. Aufruf, 25. heiliges Buch, 36. Ostseeinsel, 38. Präposition, 39. Bootsart, 40. ital. Note. — Senkrecht: 1. Blütenmaß, 2. Schiffsteil, 3. rumänische Münze, 4. Fisch, 5. männliches Wesen, 6. rätselhafte Naturkraft, 8. Nebenfluß des Rheins, 10. biblischer Name, 11. Teil des Rades, 13. Pflanzenteil, 15. Regentkünstler, 17. Kampfplatz, 18. Stadt an der Donau, 19. griechischer Buchstabe, 20. Schweizer Kanton, 22. nordische Gottheit, 25. Staatenbund, 28. geo-

graphischer Ausdruck, 30. Kürzung für Ver. Staaten, 31. Zeichen, 33. akademischer Titel gekürzt, 34. bekannte Autofirma, 35. Abkürzung für Kleinasien, 36. Abkürzung für Aktiengesellschaft, 37. Ausruf.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels in Nr. 208: Wagerecht: 3. Grifabelle, 8. Domino, 9. Ina, 11. Tag, 13. Ca, 14. Klub, 16. Kai, 17. Adele, 19. Pause, 22. Degen, 24. Huber, 25. Re, 26. treu, 29. im, 30. Ihn, 32. er, 33. Ne, 34. Alger, 36. Seidekraut, 37. Ka! — Senkrecht: 1. Kamel, 2. Adieu, 3. Friederich, 4. Ida, 5. Ro, 6. Lot, 7. Engagement, 8. da, 10. Naegel, 12. Anubis, 14. Cent, 15. blau, 17. a. D., 18. le, 20. au, 21. er, 23. Erich, 27. Regen, 28. Erika, 31. Mai, 33. Ara, 35. er.

## Welt u. Wissen

\* Niemand kann von seiner Heimat lassen! Daß dieses Wort auch in unserer Zeit seine alte Wahrheit behauptet, ehrt folgende Tatsache: Ein Brooklyn'ser Bürger deutscher Abstammung wanderte im März 1875 mit dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Weser“ nach Nordamerika aus, wo er sich eine Existenz gründete. Am 15. August 1927 trat der wackeren Landsmann, wiederum mit einem Norddeutschen Lloyd-Dampfer, seine 50. Reise über den Ozean an. Er war also in 52 Jahren fünfzigmal über den Ozean gereist, nicht aber aus geschäftlichen Gründen, sondern lediglich zum Zwecke des Besuches der alten Heimat. Auf allen seinen Reisen hat der Betreffende, der mit dieser hohen Zahl seiner Ozeanfahrten ein Zeugnis rührender Heimmattreue ablegt, nur die Schiffe des Norddeutschen Lloyd benutzt, dessen Fürsorglichkeit gegenüber den seine Dampfer benutzenden Passagiere er besonders rühmt.

Der giftigste Igel. Jeder Naturfreund weiß, daß zu den wenigen Tieren, denen der Giftbiß der Kreuzotter keinen Schaden bringt, in erster Linie der Igel gehört. Diese Widerstandsfähigkeit verdankt der Igel aber keineswegs nur seinem Stachelpanzer, denn an Nase und Mund liegt seine Haut, wenn die Schlange rasch zufährt, ganz ungeschützt. Doch selbst, wenn der Biß der Kreuzotter diese empfindlichen Hautstellen trafe und ihnen eine Giftmenge einspritzte, die jeden Menschen töten würde, käme der Igel noch nicht zu Schaden. Erst dann, wenn nicht weniger als fünf Kreuzottern den Igel bissen, empfände er ein paar Tage lang ein Unbehagen, aber zugrunde ginge er auch an dieser Giftmenge nicht. Könnte man diese ungeheure Widerstandskraft gegen das Kreuzottergift mit der Blutbeschaffenheit des Igels oder mit einem in seinem Blut enthaltenen Schutzstoff in Zusammenhang bringen, so ließe sich aus dem Igelblut zweifellos ein Heißerum gegen Schlangengisse gewinnen, wie es sich wirksamer kaum denken ließe. Aber nicht das Blut des Igels ist der Träger des Giftwiderstandes, denn aller Wahrscheinlichkeit nach liegt der Giftschutz des Igels in einer außerordentlichen Widerstandskraft seiner Körperzellen. Die Giftbeständigkeit dieses schützenden Zellstoffs muß allerdings sehr groß sein, da der Igel auch gegen andere, und zwar ihm völlig ungewohnte Gifte ganz verblüffend unempfindlich ist. So zeigten seinerzeit die Untersuchungen Willbergs, daß der Igel im Vergleich zu seiner Größe 29mal mehr Nikotin vertragen kann als der stärkste Mensch, daß er 7mal mehr von dem tödbringenden Curare-Gift, 6mal mehr Zyanalkali und 4mal mehr Sublimat verträgt als der Mensch. Mit der Zyanalkali-Menge, die einem Igel nur etwas schädlich wäre, könnte man beispielsweise fünf kräftige Raketen vergiften. Vor einigen Jahren machte eine französische Naturforscherin, Frau Phisalix, außerdem noch die Beobachtung, daß der Igel auch gegen das Gift der amerikanischen Gila-Eidechse, jener unter allen Eidechsen allein giftigen Art, sehr wenig empfindlich ist, obwohl die Eidechse bei ihren Bissen bis zu 5 Milligramm ihres starken Giftes in die Wunde spritzt. Am Gift der Gila-Eidechse ginge der Igel aber erst dann zugrunde, wenn er von sechs Eidechsen gebissen würde; er ist also gegen dieses Gift noch widerstandsfähiger als gegen das Gift der Kreuzotter. Man hat berechnet, daß der Igel im Verhältnis seiner Größe zu der Größe des Menschen dem Gila-Gift gegenüber eine Giftfestigkeit besitzt, die die Widerstandskraft des Menschen um mehr als hundertmal übertrifft. Wann und wie der Igelkörper seine Anpassungsfähigkeit an die Gifteinwirkung erworben hat, ist noch wenig geklärt. Die moderne Forschung nimmt jedoch an, daß sie jedenfalls in so frühe Zeit zurückreicht, da der Igel noch von besonders gefährlichen, heute längst ausgestorbenen Giftreptilien bedroht war. Heute schützt ihn sein Giftwiderstand freilich nur mehr vor dem Gift der Kreuzotter, da in der Heimat der Gila-Eidechse der Igel nicht vorkommt.